

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kerangal, Maylis de
Die Lebenden reparieren

Roman

Aus dem Französischen von Andrea Spingler

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4688
978-3-518-46688-9

suhrkamp taschenbuch 4688

Simon lebt, jedenfalls schlägt sein Herz noch. Doch die Ärzte stellen den klinischen Tod des Neunzehnjährigen fest. Simons Eltern müssen nun entscheiden, ob sie seine Organe zur Spende freigeben wollen, ob ein anderer mit Simons Organen weiterleben darf.

In einer rasanten Folge von emotional aufwühlenden Szenen erzählt *Die Lebenden reparieren* von einem Tod mitten im Leben und der vielleicht schwersten Entscheidung, die Eltern treffen müssen. Ein spannender und bewegender Roman, der erschüttert und zugleich tröstet.

Maylis de Kerangal, geboren 1967, veröffentlichte im Jahre 2000 ihren ersten Roman. Für *Die Lebenden reparieren* wurde sie mit zahlreichen wichtigen Literaturpreisen ausgezeichnet.

Maylis de Kerangal

Die Lebenden reparieren

Roman

Aus dem Französischen von
Andrea Spingler

Suhrkamp

Die Arbeit der Übersetzerin wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Die französische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel *Réparer les vivants* bei Verticales, Paris.
© Éditions Gallimard Paris 2014.

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4688
© Suhrkamp Verlag Berlin 2015
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
Umschlagfoto: plainpicture/Gallery Stock/Eliseo Micu
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46688-9

»My heart is full«

Die Wirkung von Gammastrahlen auf Ringelblumen,
Paul Newman, 1972

Was Simon Limbres' Herz, dieses Menschenherz, ist, seit sein Rhythmus sich im Augenblick der Geburt beschleunigt hat, als andere Herzen draußen, die das Ereignis begrüßten, sich ebenfalls beschleunigten, was dieses Herz ist, was es hat hüpfen, überlaufen, anschwellen, leicht wie eine Feder tanzen oder schwer wie ein Stein wiegen lassen, was es betäubt hat, was es zum Schmelzen gebracht hat – die Liebe; was Simon Limbres' Herz gefiltert, aufgezeichnet, archiviert hat, Blackbox eines zwanzigjährigen Körpers, das weiß niemand so genau, nur ein durch Ultraschall erzeugtes bewegtes Bild könnte ein Echo davon wiedergeben, die Freude zeigen, die es weitet, und die Traurigkeit, die es zusammenschnürt, nur die von Anfang an aufgezeichnete Verlaufskurve eines Elektrokardiogramms könnte es darstellen, seine Leistung, seine Beanspruchung beschreiben, die aufpeitschende Emotion, die Energie, die es verbraucht, um sich etwa hunderttausend Mal pro Tag zusammenzuziehen und jede Minute bis zu fünf Liter Blut in Umlauf zu bringen, ja, nur diese Kurve könnte davon erzählen, sein Leben umreißen, ein Leben von Hin- und Rückfluss, von Ventilen und Klappen, von Pulsschlägen; wenn Simon Limbres' Herz, dieses Menschenherz, den Maschinen entrinnt, kann niemand behaupten, es zu kennen; in dieser Nacht, einer sternlosen Nacht, da es im Pays de Caux und an der Seinemündung Stein und Bein fror, während an der Steilküste eine Dünung ohne Lichtreflexe wogte, während der Kontinentalsockel erodierte und seine geologischen Streifen entblößte, pulsierte es im

regelmäßigen Rhythmus eines ruhenden Organs, eines sich langsam wieder aufladenden Muskels – ein Puls von wahrscheinlich weniger als fünfzig Schlägen pro Minute –, als neben dem schmalen Bett der Weckton eines Mobiltelefons losschrillte, das Echo eines Echolots, das mit Leuchtbalken auf dem taktilen Display die Zahlen 05:50 schrieb, und plötzlich alles sich überschlug.

In dieser Nacht also bremst ein Lieferwagen auf einem leeren Parkplatz, bleibt schräg stehen, die Vordertüren schlagen und eine seitliche Schiebetür gleitet zu, drei Gestalten erscheinen, drei Schatten heben sich von der Dunkelheit ab, erschauern vor Kälte – eisiger Februar, Fließschnupfen, Schlafen in Kleidern –, drei Jungen, offenbar, die ihre Jacken bis zum Kinn schließen, ihre Fleecemützen über den fleischigen oberen Rand ihrer Ohren bis dicht an die Augenbrauen ziehen und sich, während sie in ihre zusammengelegten hohlen Hände hauchen, dem Meer zuwenden, das um diese Zeit ein einziges Rauschen ist, Rauschen und Finsternis.

Jungen, jetzt sieht man es. Sie haben sich aufgereiht hinter dem Mäuerchen, das den Parkplatz vom Strand trennt, sie stampfen mit den Füßen und atmen heftig, Jod und Kälte schmerzen in der Nase, und sie suchen diese dunkle Fläche ab, wo nichts ist außer dem Donnern der explodierenden Wellen, dem gewaltigen Krachen der Brecher, sie starren auf das, was ihnen entgegengrollt, dieses wahnsinnige Gebrüll, wo nichts ist, woran sich der Blick festmachen kann, nichts, außer vielleicht der weißlich schäumende Saum, Milliarden gegeneinandergeschleuderter Atome in einem phosphoreszierenden Schein, und jetzt, nachdem beim Aussteigen zunächst der Winter ihnen die Sinne geraubt, die Meeresnacht sie betäubt hat, fangen die Jungen sich wieder, richten ihre Augen, ihr Gehör auf das aus, was sie erwartet, den Swell, taxieren mit den Ohren den Seegang,

schätzen seine Brecherkennzahl, seinen Tiefenkoeffizienten und erinnern sich, dass die im offenen Meer entstehenden Wellen rascher vorankommen als die schnellsten Schiffe.

Es ist gut, flüstert einer der Jungen, das wird eine schöne Session, die beiden andern lächeln, dann gehen die drei zusammen zurück, langsam schlurfen sie mit den Sohlen über den Boden, drehen sich um sich selbst, wie Tiger, heben den Blick, um die Nacht über dem Dorf zu ergründen, die noch tiefe Nacht hinter der Steilküste, dann sieht der, der gesprochen hat, auf die Uhr, noch eine Viertelstunde, Jungs, und sie steigen wieder ins Auto, um auf die nautische Dämmerung zu warten.

Christophe Alba, Johan Rocher und er, Simon Limbres. Als die Wecker klingelten, haben sie ihre Decken zurückgeschlagen und sind aufgestanden; sie hatten sich kurz vor Mitternacht per SMS zu einer Session verabredet, einer Session bei Mittelwasser, wie man sie zwei- oder dreimal im Jahr bekommt – hoher Seegang, regelmäßige Dünung, schwacher Wind und keine Menschenseele am Spot. Jeans, eine Jacke, so sind sie nach draußen gehuscht, ohne etwas zu frühstücken, nicht mal ein Glas Milch, eine Handvoll Müsli­flocken, nicht mal ein Stück Brot, und haben sich unten vor den Wohnblock (Simon), vor das Gartentor des Einfamilienhauses (Johan) gestellt und auf den Lieferwagen gewartet, der ebenfalls pünktlich kam (Chris); sie, die sonntags trotz mütterlicher Ermahnungen nie vor dem Mittag aufstehen, von denen es heißt, sie könnten nur schlaff zwischen dem Wohnzimmersofa und dem Stuhl in ihrem Zimmer hin- und herpendeln, sie sind um sechs Uhr morgens ungeduldig auf der Straße gestanden, mit losen Schnürsenkeln und schlechtem Mundgeruch – unter

der Straßenlampe hat Simon Limbres die Auflösung der Atemwolke beobachtet, die er ausstieß, die Metamorphosen der weißen Fumarole, die kompakt aufstieg und dann in der Luft zerging, bis sie verschwunden war, er hat sich erinnert, wie er als Kind gern Rauchen spielte, indem er Zeige- und Mittelfinger ausgestreckt an seine Lippen hielt, kräftig Luft einsaugte, wobei er die Wangen hohl machte, und dann ausblies wie ein Mann –, sie, Chris, John und Sky, alias die Drei Caballeros, alias die Big Wave Hunters, was keine Spitznamen sind, sondern Pseudonyme, die sie gewählt haben, Gymnasiasten in der Seinemündung, um sich als globale Surfer neu zu erfinden, so dass umgekehrt das Aussprechen ihres Vornamens sie sofort auf eine feindliche Situation zurückwirft, den eisigen Nieselregen, die bescheidenen Wellen, die Wand der Steilküste und die menschenleeren Straßen am Abend, die elterlichen Vorwürfe und die schulischen Anforderungen, die im Stich gelassene Freundin, die sich beklagt, weil man ihr wieder mal den Van vorgezogen hat; nie wird sie gegen das Surfen ankommen.

Sie sind im Van – niemals würden sie Lieferwagen sagen, lieber sterben. Schmierige Feuchtigkeit, alle Oberflächen rau von Sand, der am Hintern kratzt wie Schmirgelpapier, ranziges Gummi, Schlick- und Ölgestank, aufeinandergestapelte Surfbretter, ein Berg von Neos – dicke Ganzanzüge oder Shortys mit integrierter Kapuze –, Handschuhe, Fülllinge, Dosen mit Wachs, Leashes. Haben sich alle drei nach vorn gesetzt, Schulter an Schulter, reiben sich die Hände zwischen den Schenkeln und stoßen Affenschreie aus, verdammt, ist das kalt, kauen Müsliriegel – aber man sollte nicht alle futtern, erst hinterher darf man sie verschlingen, nachdem man sich selbst hat verschlingen

lassen –, reichen sich die Colaflasche weiter, die Nestlé-Kondensmilch aus der Tube, die Packung mit den weichen süßen Keksen, angeln schließlich unter dem Sitz die letzte Nummer von *Surf Session* hervor, die sie auf dem Armaturenbrett aufschlagen, stecken ihre Köpfe über den im Halbdunkel schimmernden Seiten zusammen, das Hochglanzpapier wie eine mit Sonnenöl und Urlaubsspaß gepflegte Haut, tausend Mal umgeblätterte Seiten, die sie von neuem studieren, die Augen fallen ihnen fast aus dem Kopf, der Mund steht ihnen offen: die Brandungswelle von Mavericks und der Pointbreak von Lombok, die Riesenbrecher von Jaws in Hawaii, die Tubes von Vanuatu, die Wellen von Margaret River, die besten Küstenstriche des Planeten künden hier von der Herrlichkeit des Surfens. Mit dem Finger zeigen sie begeistert auf die Bilder, da, da wollen sie irgendwann hinfahren, vielleicht sogar schon im kommenden Sommer, mit dem Van werden sie zu einem sagenhaften Surftrip aufbrechen, werden sich auf die Suche nach der schönsten Welle machen, die sich jemals auf Erden gebildet hat, werden diesen wilden und geheimen Spot finden, ihn entdecken, wie Christoph Kolumbus Amerika entdeckt hat, und allein auf dem Line-up sein, wenn sie endlich auftaucht, die Welle, auf die sie gewartet haben, die Welle aus der Tiefe des Ozeans, archaisch und vollkommen, die Schönheit selbst, dann werden Bewegung und Geschwindigkeit sie in einem Adrenalinrausch auf dem Brett halten, eine unbändige Freude wird über ihren ganzen Körper und bis zu den Wimpernspitzen perlen, und sie werden auf der Welle reiten, sich vereinen mit der Erde und der Sippe der Surfer, diesem Volk von Nomaden mit ihren von Salz und ewigem Sommer ausgebleichten Haaren, ihren wässrigen Augen, Jungen und Mädchen, die nichts anhaben als diese mit Tiaréblüten

oder Hibiskusblättern bedruckten Shorts und türkisgrüne oder blutorangenfarbene T-Shirts, die keine anderen Schuhe tragen als Plastikflipflops, jung und strahlend vor Sonne, vor Freiheit. Bis an den Strand werden sie auf der Welle surfen.

Die Magazinseiten hellen sich auf, je fahler draußen der Himmel wird, sie entfalten ihre Palette von Blautönen, darunter reines Kobalt, das den Augen wehtut, und so tiefen Grünschattierungen, dass man an Acrylfarben denkt, hier und da kommt eine Surfspur zum Vorschein, ein winziger weißer Strich auf phänomenaler Wasserwand, die Jungs blinzeln, murmeln geil, verdammt, ist das irre, dann löst sich Chris von den anderen, um auf sein Handy zu schauen, das Display lässt sein Gesicht bläulich leuchten und, weil das Licht von unten kommt, die Knochen hervortreten – vorspringende Augenbrauenbogen, Überbiss, violette Lippen –, während er laut die Informationen für den Tag vorliest: die Petites-Dalles today, ideale Südwest/Nordost-Dünung, Wellen zwischen einem Meter fünfzig und einem Meter achtzig, beste Surfsession des Jahres; dann verkündet er feierlich: Wir hauen rein, yes, wir sind die Kings! Ständig mischen sie Englisch in ihr Französisch, für alles und nichts, Englisch, als lebten sie in einem Popsong oder in einer amerikanischen Serie, als wären sie Helden, Ausländer, auf Englisch sind die großartigen Wörter leichter, »Leben« und »Liebe« werden luftiger, life und love, Englisch gegen die Scham – und John und Sky nicken zustimmend, yeah, wir sind die Big Wave Riders, wir sind die Kings.

Es ist so weit. Tagesanbruch, das Formlose nimmt Form an. Die Elemente ordnen sich, der Himmel trennt sich

vom Meer, der Horizont zeichnet sich ab. Die drei Jungs treffen ihre Vorbereitungen, systematisch, in einer bestimmten Reihenfolge, die einem Ritual entspricht: Auf dem Parkplatz wachsen sie ihr Brett, prüfen die Befestigung der Leash, ziehen Spezialunterwäsche aus Polypropylen an, bevor sie sich unter Verrenkungen in die Surfanzüge zwängen – das Neopren klebt am Körper, es reibt und greift manchmal die Haut an –, ein Ballett von Gummihampelmännern, das gegenseitige Hilfe erfordert, sie berühren einander, hantieren miteinander; danach die Schuhe, die Kapuze, die Handschuhe, und dann fallen die Wagentüren zu. Sie gehen zum Meer hinunter, Surfbrett unterm Arm, leicht, durchmessen mit großen Schritten den Strand, wo die Kieselsteine unter ihren Füßen höllisch prasselnd nachgeben, am Wasser angekommen, alles vor ihnen wird jetzt deutlicher, das Chaos und das Fest, fixieren sie die Leash am Fußgelenk, ziehen die Kapuze zurecht, lassen noch den letzten Streifen nackter Haut am Hals verschwinden, indem sie nach der Strippe in ihrem Rücken greifen und den Reißverschluss bis zum obersten Zahn schließen – sie müssen ihre Jungmännerhaut so gut wie möglich schützen, eine Haut, die am Rücken, an den Schulterblättern oft von Pickeln übersät ist, nur Simon Limbres trägt an der Schulter ein Maori-Tattoo zur Schau –, und diese Bewegung, das ruckartige Hochrecken des Arms, bedeutet, dass die Session anfängt, let's go!, während gleichzeitig die Herzen zu beben, sich im Brustkorb zu regen beginnen, vielleicht ihre Masse und ihr Volumen zunimmt, ihr Pochen sich verstärkt, zwei unterschiedliche Sequenzen in ein und demselben Puls, zwei Schläge, immer dieselben: Angst und Lust.

Sie gehen ins Wasser. Schreien nicht, als sie eintauchen mit ihren hautengen elastischen Hüllen, in denen Kör-

perwärme, Beweglichkeit und Schnellkraft erhalten bleiben, geben keinen Laut von sich, überqueren, das Gesicht verziehend, den Wall der rollenden Kieselsteine, und da das Wasser rasch tief wird und sie nach fünf oder sechs Metern schon keinen Grund mehr haben, beugen sie sich nach vorn, legen sich bäuchlings auf ihr Brett und paddeln, kraftvoll mit den Armen die Fluten teilend, durch die Brandungszone ins Offene.

Zweihundert Meter vom Ufer ist das Meer nur noch eine Wellenbewegung, es wölbt und senkt sich, wie ein Laken, das man ausbreitet und über eine Matratze wirft. Simon Limbres verschmilzt mit der Bewegung, er paddelt dem Line-up entgegen, der Zone, in der der Surfer auf die Welle wartet, er schaut sich nach Chris und John um, die weiter links liegen, kleine schwarze Figuren, kaum noch sichtbar. Das Wasser ist dunkel, marmoriert, geädert, zinngrau. Noch immer keinerlei Schimmer, keinerlei Glanz, aber diese weißen Partikel auf der Wasseroberfläche, wie Zucker, und das Wasser ist eiskalt, 9 oder 10°C, mehr nicht, niemals wird Simon mehr als drei oder vier Wellen nehmen können, er weiß es, Surfen im kalten Wasser strapaziert den Organismus, nach einer Stunde wird er erledigt sein, er muss die Welle auswählen, die am besten geformt ist, die einen hohen, aber nicht zu spitzen Kamm hat, deren Volute sich weit genug öffnet, damit er darin Platz findet, die bis zum Schluss andauert und dann noch die nötige Kraft hat, um auf den Strand zu sprudeln.

Er dreht sich zur Küste um, wie er es immer gern tut, bevor er sich noch weiter entfernt: Das Land ist da, auseinandergezogen, eine schwarze Kruste in bläulichem Schimmer, und es ist eine andere Welt, eine Welt, von der er sich getrennt hat. Die wie ein Sagittalschnitt aufragende Steilküste zeigt ihm die Zeitschichten, doch da,

wo er sich befindet, existiert die Zeit nicht mehr, gibt es keine Geschichte mehr, nur die zufällige Flut, die ihn trägt und umherwirbelt. Sein Blick bleibt an dem zum kalifornischen Van umgewidmeten Lieferwagen hängen, der auf dem Parkplatz am Strand steht – er erkennt die Karosserie mit den im Lauf der Sessions gesammelten Aufklebern, er kennt die dicht an dicht prangenden Namen, Rip Curl, Oxbow, Quiksilver, O’Neill, Billabong, Surfweltmeister und Rockstars bunt gemischt zu einem psychedelischen Fresko mit langhaarigen Mädchen in knappen Bikinis dazwischen, dieser Van ist ihr gemeinsames Werk und das Vorzimmer der Welle –, dann fällt sein Blick auf die Rücklichter eines Autos, das landeinwärts, aufs Plateau hinauffährt, er sieht die schlafende Juliette vor sich, sie liegt mit angezogenen Beinen unter ihrer Kinderdecke, sogar im Schlaf macht sie ihr bockiges Gesicht, und plötzlich dreht er sich um, wendet sich vom Festland ab, reißt sich mit einem Ruck los, noch ein paar dutzend Meter, dann hört er auf zu paddeln.

Die Arme ruhen sich aus, die Beine lenken, Simon Limbres’ Hände umklammern den Rand des Surfboards, sein Oberkörper ist leicht aufgerichtet, sein Kinn erhoben, so liegt er im Wasser. Er wartet. Alles schwankt um ihn, Stücke von Meer und Himmel tauchen auf und verschwinden wieder in den Strudeln der trägen, schweren, holzigen Oberfläche, einer basaltischen Masse. Sein Gesicht brennt im rauen Morgengrauen, die Haut spannt, seine Wimpern werden hart wie Plastikschnüre, die Linsen hinter seinen Pupillen vereisen, als hätte man sie in der Tiefe eines Gefrierfachs vergessen, und sein Herz beginnt auf die Kälte zu reagieren und schlägt langsamer; da sieht er sie plötzlich, sieht sie näher kommen, fest und homogen, die Welle, die Verheißung, und instinktiv nimmt er die richtige Posi-

tion ein, um hineinzugleiten, sich hineinzustehlen wie ein Gangster in einen auszuraubenden Tresor – dieselbe Vermummung, dieselbe Millimeterarbeit –, sich in die Rückseite der Welle einzufädeln, in diese Torsion der Materie, wo das Innere sich noch weiter und tiefer anfühlt als das Äußere, sie ist da, dreißig Meter entfernt, sie kommt mit konstanter Geschwindigkeit näher, und nun, die Energie auf seine Unterarme konzentriert, legt Simon los, paddelt mit aller Kraft, um genau in dieser Geschwindigkeit die Welle zu nehmen, um von ihrer Wand mitgenommen zu werden, und jetzt kommt das Take-off, eine superschnelle Phase, in der sich die ganze Welt konzentriert und überstürzt, in der man blitzschnell tief einatmen, die Luft anhalten, die Körperspannung auf eine einzige Aktion ausrichten und aufspringen, sich auf die Beine stellen muss, den linken Fuß nach vorn, regular, die Knie gebeugt, den Rücken fast parallel zum Brett, die Arme ausgebreitet, um das Ganze zu stabilisieren, diese Sekunde ist für Simon entschieden die schönste, in dieser Sekunde kann er seine zersplitterte Existenz als ein Ganzes begreifen, sich im Einklang mit den Elementen fühlen, mit dem Leben verschmelzen, und wenn er sich dann auf dem Brett aufgerichtet hat – der Höhenunterschied zwischen Wellental und Wellenberg beträgt in diesem Augenblick schätzungsweise mehr als eineinhalb Meter –, weitet er den Raum, dehnt die Zeit, schöpft die Energie jedes Meeresatoms bis zum Ende aus. Wird Brandung, wird Welle.

Er stößt einen Schrei aus bei diesem ersten Ride und befindet sich für einen Moment im Stand der Gnade – Taumel der Horizontalen, er ist ganz dicht an der Oberfläche der Welt, als ginge er aus ihr hervor, triebe in ihrem Strom –, der Raum überwältigt ihn, erdrückt ihn genauso, wie er ihn befreit, sättigt seine Muskelfasern, füllt seine

Bronchien, versorgt sein Blut mit Sauerstoff; die Welle entfaltet sich in ungewissem Tempo, man weiß nicht, ob langsam oder schnell, sie schiebt die Sekunden auf, eine um die andere, bis sie sprudelnd ausläuft, sinnlose organische Masse, Simon Limbres aber, es ist unglaublich, macht kehrt, nachdem er die prasselnden Kieselsteine zu spüren bekommen hat, und paddelt sofort wieder los, ohne den Boden zu berühren, ohne sich mit den flüchtigen Figuren aufzuhalten, die sich im Schaum bilden, wenn das Meer aufs Land trifft, Oberfläche auf Oberfläche, er paddelt noch stärker, hinaus aufs offene Meer, zu der Schwelle, wo alles beginnt, wo alles ins Rollen kommt, er hat seine Freunde eingeholt, die bald den gleichen Schrei ausstoßen werden, und das Set von Wellen, das vom Horizont her auf sie zurollt und ihre Körper fordert, gönnt ihnen keine Pause.

Kein anderer Surfer ist am Spot erschienen, niemand hat sich an die Brüstung gestellt, um ihnen beim Surfen zuzuschauen, niemand hat sie eine Stunde später ausgelaut, gerädert, taumelnd aus dem Wasser kommen, mit weichen Knien über den Strand zurück zum Parkplatz gehen und das Auto aufschließen sehen, niemand hat ihre blauen, geschundenen, bis unter die Nägel violett verfärbten Hände und Füße bemerkt, die schuppige Haut ihrer sich schälenden Gesichter, ihre rissigen Lippen und klappernden Zähne, tack, tack, tack, dieses anhaltende Zittern des Kiefers und des gesamten Körpers, das sie nicht bändigen konnten; niemand hat etwas gesehen, und als sie wieder angezogen waren, mit wollener Unterwäsche unter den Hosen, mehreren Pulloverschichten, Lederhandschuhen, hat niemand beobachtet, wie sie sich gegenseitig den Rücken rieben, ohne etwas anderes sagen zu können als

Scheiße nochmal, meine Fresse aber auch, wo sie doch so gern geredet, ihre Wellenritte beschrieben, von der Session geschwärmt hätten; frierend haben sie sich in den Lieferwagen gesetzt, Chris hat, umstandslos, die Kraft gefunden, den Motor anzulassen, und sie sind davongefahren.

Chris sitzt am Steuer – es ist immer er, der Van gehört seinem Vater, und weder Johan noch Simon haben einen Führerschein. Von den Petites-Dalles nach Le Havre muss man ungefähr eine Stunde rechnen, wenn man ab Étretat die alte Landstraße nimmt, die über Octeville-sur-Mer, das Tal von Ignaual und Sainte-Adresse zur Flussmündung hinunterführt.

Die Jungs haben aufgehört zu zittern, die Autoheizung ist voll aufgedreht, die Musik auch, und wahrscheinlich ist die plötzliche Wärme im Wageninnern ein neuerlicher Temperaturschock für sie, wahrscheinlich macht sich die Müdigkeit bemerkbar, und sie gähnen, schwanken hin und her, suchen sich in die Polster zurückzulehnen, eingehüllt in die Vibrationen des Fahrzeugs, die Nase im Schal, und bestimmt dösen sie auch, bestimmt fallen ihnen zwischendurch die Augen zu, und dann, hinter Étretat, hat Chris vielleicht beschleunigt, ohne es zu merken, die Schultern schlaff, die Hände schwer auf dem Lenkrad, die Straße führt jetzt geradeaus, ja, vielleicht hat er sich gesagt, alles gut, alles frei, und schließlich hat der Wunsch, die Rückfahrtzeit zu verkürzen, um sich zu Hause hinzuhauen, die heftige Session zu verdauen, auf das Tempo gedrückt, und er hat es laufen lassen, über das Plateau und die brachliegenden schwarzen Felder, auch die Felder schlafen, und bestimmt hat der Blick auf die Landstraße – eine auf die Windschutzscheibe gerichtete Pfeilspitze wie auf dem Bildschirm eines Videospiele – ihn irgendwann hypnotisiert wie eine Luftspiegelung, so